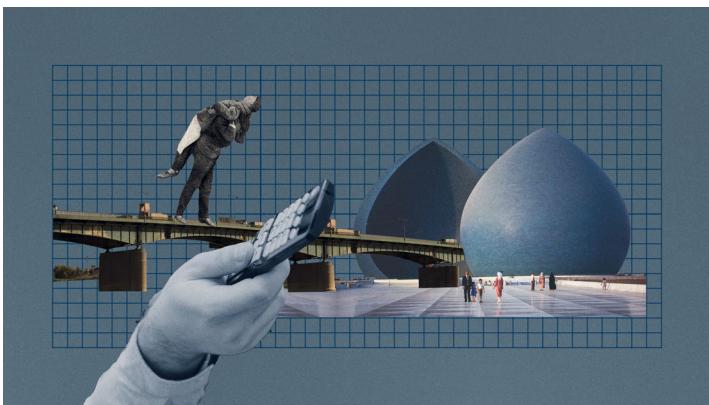


Von Rollstühlen und Freiheitsplätzen

Ahmed Saadawi



1

Es war an einem jener Tage im Januar 2011, als jeder wie im Rausch den Ereignissen der ägyptischen Revolution folgte, über flimmernde Fernsehbildschirme, über die Profile ägyptischer Facebook-Freunde und auf Twitter, als mir mein Newsfeed ein Bild anschwemmte. Darauf war ein Mann zu sehen, offenbar ein Demonstrant. Er saß im Rollstuhl und versuchte gerade, einen Sicherheitsbeamten dazu zu bringen, ihn durchzulassen: zum Freiheitsplatz, dem Tahrirplatz im Zentrum von Kairo.

Ich hatte in meinem Leben schon viele Begegnungen und Interaktionen mit Personen gehabt, die körperlich behindert waren. Einmal

schrieb ich sogar einen langen Essay zum Thema Behinderung. Trotzdem verwies mich jenes Pressebild des im Rollstuhl sitzenden ägyptischen Demonstranten auf ein ganz bestimmtes Bild in meinem Gedächtnis. Ein Bild, das sich mir tief eingeprägt hatte, und das mir später aufs Neue begegnet ist, in den unterschiedlichsten Zusammenhängen.

Ich brauche nur die Augen zu schließen, dann bin ich gleich wieder dort, an jenem wolkenverhangenen Wintertag, 1991 in Bagdad. An einem Tag im Februar. Die Koalition hatte ihre Militäroperationen jüngst eingestellt, und damit auch die grausamen Luftangriffe auf die Stadt; die irakische Armee hatte ihre Truppen aus Kuwait abgezogen. Wir konnten das Ausmaß der Katastrophe, die mit dem Krieg eingetreten war, noch gar nicht ermessen, als uns, trotz gekappter Telefonleitungen, aus dem Süden die Nachricht erreichte, die Revolution sei ausgebrochen.

Ich war ein Jugendlicher, ging in die zwölfte Klasse und war – wie die meisten meiner Altersgenossen – unzufrieden und voller Wut. Wütend über das völlig sinnlose Desaster, in das Saddam Husseins Regime den Irak manövriert hatte. Als wir von der Revolution hörten, reagierten meine Freunde und ich also mit großer Freude. Sogleich organisierten wir uns für den Ernstfall, oder was wir dafür hielten. Professionelle Wege, uns der Revolution anzuschließen, sollte sie eines Tages die Tore Bagdads erreichen, waren uns gänzlich unbekannt.

Rückblickend scheint es mir glasklar und offensichtlich zu sein, dass das, was meine übereifrigen Freunde und ich da vorhatten, purer Selbstmord gewesen wäre. Wir hätten uns freiwillig dem Schafott des Geheimdienstes der Baath-Partei ausgeliefert, und an unseren Beitrag zur Revolution, wenn man es denn so nennen konnte, würde sich kein Mensch erinnern. Natürlich war die Situation noch deutlich komplexer als in unserer Vorstellung.

Unsere Treffen fanden im Schutz der eigenen vier Wände statt, und die Meinungen, die wir uns gebildet haben, unter dem dichten Funkrauschen der Transistorradios, deren internationale Sender uns zu den Entwicklungen des Aufstands auf dem Laufenden hielten, unterschieden sich nicht groß voneinander. Wir fühlten uns entwürdigt, besonders vor dem Hintergrund der jüngsten Ereignisse, die uns sogar dop-

pelt entwürdigten. Da war einmal unsere persönliche Würde, unsere Würde als Individuen, welche durch die Männer der Saddam'schen Staatsicherheit regelmäßig verletzt wurde. Selbst der kleinste Sicherheitsbeamte hatte die Befugnis, jeden beliebigen Menschen anzuhalten, ihn zu Boden zu zerren, über den Asphalt zu schleifen, dessen Würde mit der Nase in den Staub zu pressen. Egal, wie nichtig der Anlass war: Es mochte ein Witz über Saddam Hussein gewesen sein, eine Pointe über sein Regime vielleicht oder nur jene eine Frage zu viel.

Die zweite Entwürdigung hatte sich vor den Augen der ganzen Welt vollzogen. Ein ganzes Land war erniedrigt worden, und zwar auf eine Weise, die so scheußlich gewesen ist, dass sie ihresgleichen suchte. Keine Brücke, kein Klär- oder Kraftwerk hatte das Bombardement der Koalitionskräfte überlebt. Und jetzt? Maximal willkürlich: der plötzliche Rückzug der Truppen. Genauso sinnlos wie zuvor der Einfall in den Kuwait. Sinnlos zumindest, wenn man die höheren Interessen des Iraks und seiner Bevölkerung ins Auge fasst und nicht die bloße Willkür eines Einzelnen, den nichts als der pure Zufall an die Spitze der Regierung befördert hatte.

Das Gefühl der doppelten Entwürdigung war auch bei den Älteren präsent. Bei ihnen wurde der Drang, impulsiv Konsequenzen zu ziehen, jedoch vom Verantwortungsbewusstsein gegenüber deren Familie ausgebremst. Wir Jüngeren dagegen waren kaum zu stoppen, so heftig tobte die Wut in unserer Brust.

Und endlich, noch im selben Winter, kamen sie wirklich nach Bagdad: die Proteste. Es begann auf dem Maridi-Markt, dem größten traditionellen Markt in Revolution-City – so hieß das Viertel ursprünglich, bevor man es zweimal umbenannte. Zu Saddams Zeiten hieß es Saddam-City, und heute heißt es Sadr-City. Purer Zufall ist es gewesen, dass ich gerade dort war. Mitten im Marktgewühl hockte ich vor der Auslage eines Buchhändlers, der seine Ware vor sich auf dem Boden ausgebreitet hatte. Ich war dabei, ein Buch umzutauschen – ein paar Seiten fehlten darin –, als es jäh geschah. Die Proteste erfassten den Maridi-Markt so abrupt, dass mir nicht genug Zeit blieb, die Lage zu begreifen. All die Pläne, die meine Freunde und ich geschmiedet hatten, all die Ideen, wie wir das anstellen würden, uns der Revolution

anzuschließen, hätte sie doch erst einmal Revolution-City erreicht – sie waren futsch.

Kurz darauf ließ die Republikanische Spezialgarde – eine gefürchtete Eliteeinheit der Staatssicherheit – ihre Patronen über den Markt zi- schen. Nur durch ein Wunder schaffte ich es zu entkommen. Ich schlug einen möglichst weiten Bogen durch mehrere Wohnviertel, um mein Elternhaus über die Rückseite zu erreichen, damit meine Eltern beruhigt wären. Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, ich käme von den Protesten.

Von weitem schon sah ich meinen Vater auf der Straße stehen, den Blick ans Ende der Hauptstraße geheftet. Dort sah er mich jedes Mal auftauchen, wenn ich vom Maridi-Markt zurückkehrte, klitzeklein, wie ein mikroskopisch kleines Wesen. Ich überraschte ihn von hinten. Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihm, dann fragte er mich aus. Ich musste ihm schwören, nicht auf dem Markt gewesen zu sein.

Dann gingen wir hinein. Mein Vater schloss die Haustür gleich mehrfach ab. Das haben in jenem Moment wohl die meisten Leute gemacht: hinter den eigenen Eltern oder Kindern die Türen zu verriegeln und mit unterdrückter Panik auf den Vergeltungsschlag des Regimes zu warten – gerichtet auf die Bewohner von Saddam-City, die die Frechheit besessen hatten, gegen den Mann zu rebellieren, der das Viertel mit seinem Namen *gewürdigt* hatte.

Die Alten sagten eine Welle der Rache voraus, gegen die Aufständischen im Süden sowie gegen alle, die sich mit diesen verbündet hatten. Wir aber, meine Clique und ich, glaubten, fest und beseelt, an einen positiven Ausgang der Revolution. Wie naiv und unbedarf wir doch waren, geblendet, beherrscht von dem jugendlichen Drang, uns in Träume und Spinnereien hineinzusteigern. Wer aber hätte es in unserem Alter schon besser gewusst?

In der Revolution, die im Südirak entflammt war, sah das Regime lediglich einen schiitischen Aufstand mit konfessionalistischen Forderungen. In den Augen der Aufständischen hingegen war Saddam Hussein der Führer einer sunnitischen Schreckensherrschaft. Einer Herrschaft, die sie maßregelte und unterdrückte, die ihnen die ureigenen religiösen Riten verbot, die sie bei der Verteilung von Anstellungen und

Privilegien im öffentlichen Dienst diskriminierte, die ihnen keine höheren Regierungsposten anvertraute. Sobald jemand in den Verdacht geriet, einschlägige religiöse Tendenzen zu hegen, wurde er staatlich verfolgt. Im Grunde konnte jeder, der offen religiös war, sogar bezichtigt werden, ein Spion im Auftrag des Irans zu sein. Oder ein Kollaborateur der Islamischen Dawa-Partei, der damals bekanntesten schiitischen Partei im Irak. Anfang der Achtziger waren Tausende zu Tode verurteilt oder hingerichtet worden, aufgrund des bloßen Verdachts, jener Partei anzugehören.

Und so dauerte es gar nicht lange, bis der Aufstand des Südens den konfessionalistischen Charakter, der ihm vorausgesagt wurde, auch tatsächlich erfüllte und jener alte Wahlspruch erklang, der seit den Gründungstagen des irakischen Staates herumspukte.

Mako walij, illa Alij, wa nried hakim dschaafari! Das ist irakischer Dialekt und bedeutet: Keiner führt uns außer Ali, unser Anführer ist ein Dschaafari!

Ein schnörkelloser Slogan, der das Befinden der südirakischen Schiiten unter den verschiedenen konfessionalistischen Regimes, welche sie stets, auf die eine oder andere Weise, diskriminiert haben, gut zusammenfasst. Zusätzlich zum Gefühl der Benachteiligung enthält er auch einen Seitenhieb aus der *umgekehrt konfessionalistischen* Richtung. Als wolle der, der ihn skandiert, Konfessionalismus mit Konfessionalismus bekämpfen, weil ihm sonst nichts vor Augen, weil ihm kein Weg bekannt ist, wie das gehen könnte: darüber hinauszuwachsen. Es ist ein Slogan, der die Vielfalt der irakischen Gesellschaft ausblendet, der zudem das Konzept sogenannter Heimat pervertiert. Alles, was nunmehr zählt, ist eines: dass die Schiiten einen schiitisch-dschaafaritischen Anführer bekommen.

So hat er funktioniert, der Antagonismus dieser Zeit. So war er beschaffen, er ging bis dorthin und nicht weiter. Die Optionen waren begrenzt, das Denken in religiösen Maßstäben war das einzige Ventil, das der jungen Generation zur Verfügung stand, um die rebellische Energie gegen das totalitäre Regime zu kanalisieren. So kam es, dass auch wir uns auf diesem Spektrum wiederfanden: als Jugendliche mit langen Bärten und schwarzen Gebetsketten, umweht von der düsteren Aura

religiöser Texte über die Schrecken des Jenseits, das unsere Gesichter schon im Voraus zu zeichnen dräute. So liefen wir durch eine Welt, die auf recht ähnliche Schrecken zusteuerte: Im Süden beging das Regime grausame Massaker. In den Massengräbern, die erst nach 2003 entdeckt wurden, haben sie über 20.000 Menschen verscharrt.

2

Jetzt aber zurück zu dem Augenblick, als die Sonne gleich untergehen würde, als die Väter hinter ihren Kindern die Haustür gleich mehrfach verriegelten, als könnten die Väter ihre Kinder damit vor den gnadenlosen Schüssen der Spezialgarden schützen. Ich spähte durchs Fenster. Auf der Straße, soweit ich sie überblicken konnte, war nichts zu sehen. Da bin ich aufs Dach gestiegen. Von dort oben bot sich mir ein außergewöhnlicher Anblick. Im dicht besiedelten Arbeiterviertel, auf der Straße vor unserem Haus, war sonst immer viel los, meist bis spät in die Nacht. Jetzt sah ich nichts als verwaiste Straßen und Plätze im gedämpften Licht der untergehenden Sonne. Keine Autos, keine Verkaufskarren, keine Menschen. Nicht einmal streunende Katzen oder Hunde. Es war ein fremder, ein unheimlicher Anblick. Die gesamte Stadt hatte sich zurückgezogen, in ihre Löcher verkrochen, als wartete sie nur darauf, dass der erhabene Wille des Regimes geschehe.

Während Dunkelheit immer tiefer über den ohnehin schwarzverhangenen Himmel fiel, sah ich, auf der steinernen Brüstung stehend, auf die leer gefegte Bühnenkulisse hinab, über die sich aus der Ferne die klitzekleine Gestalt eines Menschen näherte. Von der Mündung der Hauptstraße einbiegend bewegte sich das mikroskopische Wesen über den Asphalt der breiten Querstraße, die man, auf dem Dach meines Elternhauses stehend, gut sehen kann.

Es stellte sich heraus als jemand, den ich kannte. Einer der Verkäufer vom Maridi-Markt. Dies war seine allabendliche Strecke. Jeden Tag nach Sonnenuntergang kam er, blieb für zwei bis drei Stunden, dann kehrte er wieder um. Er war so oft an unserem Haus vorbeigekommen, dass sein Anblick auf dem Bürgersteig mir ganz natürlich war. Nur war

er viel zu früh dran. Er schrie etwas, eine Parole vielleicht. Etwas, das ich aus der Entfernung nicht verstand. Aber er würde bald näher sein, in meine Richtung musste er so oder so. Es sah außerdem nicht danach aus, als würde er demnächst innehalten. Er schien fast zu bersten vor lauter Wut, die sich durch seine aufgebrachten Worte stoßweise entlud.

Er saß in einem Rollstuhl, den er mit sehnigen, starken Händen in kräftigen Schüben vorwärtsbewegte. Kurz drehten die metallenen Räder sich wie von selbst, dann musste er erneut Anschub geben. Bestimmt war er Kriegsveteran, sicher hatte er in den Achtzigern als Soldat im Iran-Irak-Krieg gekämpft. Ich malte mir aus, er sei auch innerlich kriegsversehrt, verwundet von den entwürdigenden Mitleidsblicken der Anderen. Ich stellte ihn mir vor als jemanden, der voller Wut auf das eigene Schicksal war. Er sei wütend darüber, dass es ihm diese lange Bruchstelle beschert hatte, die mitten durch seinen Körper verlief, die ihn in seiner Bewegungsfreiheit einschränkte, in einem Land, das alles andere als barrierefrei war.

Stärker als ich rang er nach Luft, schien er einen Befreiungsschlag herbeizusehnen. Ich, ein junger Mann auf zwei gesunden Beinen, hatte es gerade eben so geschafft, den Schüssen der Spezialgarde zu entfliehen und wohlbehalten ins Elternhaus heimzukehren. Diese zwei Beine konnte ich mir jederzeit zunutze machen. Zum Wegrennen und selbst zum Fliehen, wie es Jahre später meine Freunde taten, als sie den Irak über die irakisch-syrische Grenze zu Fuß verließen.

Diese Möglichkeiten standen dem traurigen, wütenden Verkäufer nicht zur Verfügung. Er brüllte: »Raus! Raus mit euch! Raus aus euren Häusern! Worauf wartet ihr? Worauf wartet ihr noch?«

Während er quer übers Straßenpflaster an unserem Haus vorbeirollte, ließen mich seine zornigen, verzweifelten Rufe erschaudern. Sein Appell schmerzte mich, es machte mich furchtbar traurig. Sein Geschrei hallte in mir. Selbst, als er längst fort war, verschluckt von der Straßenflucht, habe ich es gehört.

Noch Jahre später hat es mich verfolgt. Ich weiß nicht sicher, ob ich ihn danach noch einmal gesehen habe. In meiner Vorstellung brüllte er immerfort, einsam und unbeirrt, auf den Straßen der toten, schweigen-

den Stadt, ohne sich dabei um die Gefahr zu scheren, die von Saddam Husseins Regime ausging.

In jenem Augenblick hat dieser Mann für mich die Revolution in ihrer höchsten Form verkörpert. Wie einer, der den Berggipfel erklimmen hat und nun seine Fahne aufpflanzt. Da braucht es kein großes Publikum. So oder so ist der Gipfel nicht länger unberührt, die Grenze der Furcht vor dem Regime ist bereits überschritten.

Einige Jahre später schrieb ich eine von der Figur des Mannes im Rollstuhl inspirierte Erzählung. Als ich 2008 an einem Fernsehstück arbeitete, beschwore ich ihn erneut herauf. Die Serie trug den Titel *In den inneren Rissen verloren gehen* und wurde zur Ramadan-Saison 2009 auf dem staatlichen Fernsehsender *al-Iraqia* ausgestrahlt. Ich machte ihn zur Figur des Raad, einem jungen Mann mit Behinderung. Die Serie spielt im südirakischen Basra zur Zeit des Aufstands von '91. Ich versuchte die Szene exakt so nachzustellen, wie ich sie an jenem Wintertag in Bagdad beobachtet hatte, als ich auf dem Dach meines Elternhauses stand. Später kam er ein drittes Mal zu mir – beim Anblick des erwähnten Pressefotos von der ägyptischen Revolution im Januar 2011.

3

Die Realität, die die Aufstände von '91 erzeugten, entpuppte sich lokal und international als Wegbereiter für den Sturz des Saddam-Regimes durch die militärische Besatzung im Jahr 2003. Danach wurden wir Zeugen der rapiden Weiterverbreitung dessen, was die verzweifelten beiden Triebkräfte der Aufstände gewesen waren: die Kraft der Benachteiligung und die Kraft des umgekehrten Konfessionalismus.

Während sich die Kraft des Gefühls, als Konfessionsgruppe benachteiligt zu sein, ihren Weg ins kollektive Bewusstsein bahnte, wurde zugleich klar, wie vielfältig die schiitische Gesellschaft im Irak ist. Der Oberbegriff *Schiiten* war viel zu weit gefasst, viel zu schwammig. Er war allerhöchstens ausreichend, um eine stumme, zum Schweigen gebrachte Masse zu benennen. Doch für ein Land auf dem Weg zu einer Demokratie, deren Handlungsgrundlage es sein müsste, dass die

Ausdrucks- und Meinungsfreiheit und die Menschenrechte respektiert würden, war der Oberbegriff völlig unpassend. War es zudem nicht endlich einmal an der Zeit, dass wir offen miteinander sprachen, nach all den Jahren der Unterdrückung durch Saddam?

Gleichzeitig gewann die zweite Triebkraft rapide Land: die Kraft des umgekehrten Konfessionalismus. Dieser entwickelte sich immer stärker zum Wunsch nach einer *schiaischen Herrschaft*, die auf den Trümmern einer angeblich *sunnitischen Herrschaft* zu errichten sei. Bald schon beherrschte die zweite Triebkraft den öffentlichen Diskurs und färbte die gesamte Politik und Gesellschaft mit ihrer schweren, rostigen Patina ein.

Nichts ist einfacher, als der demografischen Mehrheit zu suggerieren, die Macht läge nun in ihren Händen. Alle Forderungen nach einem stabilen politischen System können fortan hübsch umschifft werden, schließlich wird doch längst mit der Macht der Mehrheit regiert! Womit hier natürlich die konfessionelle Mehrheit und nicht die politische gemeint ist. Leider verwenden viele konfessionalistisch gesinnte Blogger den Mehrheitsbegriff bis heute in genau diesem Sinne.

Daran, dass jener stickige, konfessionalistische Mief überhaupt entstehen konnte, haben alle mitgewirkt, ausnahmslos. Jede Konfessionsgruppe, sei es vorsätzlich, sei es durch zynische Bündniswilligkeit oder auch nur durch grobe Fehleinschätzungen der Situation. Schlussendlich hat die gefährliche Mischung aus alledem zu einer solchen Zerstörung geführt, einem derartigen Grauen, wie es, bis zum Sturz des Saddam-Hussein-Regimes, keiner für möglich gehalten hätte. Konfessionalistisch wie sie ist, hat die komplette politische Klasse des Iraks diese kaputte Realität miterzeugt. Übrigens ist die Verantwortung dafür keineswegs gleichmäßig verteilt. Der größte Anteil geht auf das Konto der ehemals Benachteiligten, und zwar besonders derjenigen, die Saddams blutige Vergeltung nach den Aufständen von '91 überlebt haben.

Doch zurück zu den zwei Triebkräften des Aufstands von '91: dem Gefühl der Benachteiligung und jenem umgekehrten Konfessionalismus. Wie sich gezeigt hat, war es letzterer, der am Ende die Zügel ergriff und den Verlauf der Geschichte umdeutete – den Verlauf der Revolution sowie der Geschichte im Allgemeinen. Dass es in der Saddam-

Ära multiple Formen und Erzählungen des Benachteiligtseins gab, wurde im neuen Narrativ ausgelassen. Dabei waren von Benachteiligung auch andere Gruppierungen im Irak betroffen, sowohl innerhalb des Schiitentums als auch außerhalb davon.

Bald wurde klar, wie die neue *schiitische Staatsmacht* tickte. Wie sie, in ihrem Ringen um Macht und Wohlstand, eben auch versuchte, die Vielfalt der zutiefst vom Schiitentum geprägten irakischen Gesellschaft zu ersticken. Die zivilgesellschaftlichen Akteure, die den Einschüchterungs- und Züchtigungstaktiken der islamistischen Strömungen (denen zum überwiegenden Teil auch die Autoritäten in Bagdad angehörten) an vorderster Front Paroli boten, stammten bezeichnenderweise selbst aus schiitischen Armenvierteln. Nichts illustriert besser, dass die schiitische Gesellschaft mitnichten homogen ist, als die Kampagnen, mit denen jene Akteure für ein Ende des *dschaferitischen Personenrechts* warben – eine Perversion des *zivilen Personenrechts* – oder etwa die Kampagne gegen einen Gesetzesvorschlag zum Verbot des Verkaufs von Spirituosen.

Auch die Massendemos, die seit 2010 immer wieder aufflammten, spiegeln diesen Trend gut wider. Die Anlässe sind unterschiedlich, aber letztlich wenden sie sich allesamt gegen die diktatorische Politik und die spezifische Version des Schiitischseins, die die schiitischen Islamisten der irakischen Gesellschaft aufzwingen wollen. Aus dieser Version des Schiitischseins folgt eine ganz bestimmte Version von *Sunnitischsein*, und von allen anderen konfessionellen und sozialen Bestandteilen der irakischen Gesellschaft ebenso. Durch die konfessionalistische Brille betrachtet wirken diese Gesellschaftsteile wie hermetisch dichte, voneinander isolierte Schubladen. Über diese haben dann bitteschön traditionelle Eliten zu entscheiden – also die jeweiligen religiösen Anführer und deren politisches Gefolge. Diese Anführer werden oft und gerne so dargestellt, als seien sie die naturgegebenen Repräsentanten ihrer Gruppe.

Der Konflikt trat immer deutlicher zu Tage, bis es schließlich zu den Aufständen im Oktober 2019 kam. Und die, das hat sich schnell gezeigt, sollten ein Wendepunkt sein, wie ihn keine andere irakische Protestbewegung der Vergangenheit je hervorgebracht hatte.

4

Während der ersten Tage jener Aufstände befand ich mich auf einem Kulturfestival in der rumänischen Stadt Iași. Es gab eine Signierstunde für die rumänische Ausgabe meines Romans *Frankenstein in Bagdad*. Obwohl die Regierung das Internet komplett abgeschaltet hatte im Irak, die Autonome Region Kurdistan ausgenommen, sickerten immer mehr Videoaufnahmen der Aufstände bis in die Newsfeeds der sozialen Medien durch. Wenn ihr Weg dorthin auch etwas umständlich und beschwerlich war: Mal nutzte man die Übertragungswagen eines Satellitensenders, der live von den Demonstrationen berichtete und noch nicht von den Regime-Milizen attackiert worden war, mal wurden die Videodateien auf Festplatten gespeichert, mit denen man nachher in die Autonome Region Kurdistan reiste, um sie von dort aus ins Netz zu stellen.

Ich stand gerade für das Frühstücksbuffet im Hotel an, als ich auf dem Smartphone etwas gesehen habe, das ich, weil ich es nicht glauben konnte, im ersten Augenblick für einen Flashback aus einem Albtraum hielt.

Da waren Sicherheitsbeamte, oder vielleicht waren es auch bewaffnete Mitglieder einflussreicher Milizen. In den Uniformen der Staatsicherheit führten sie öffentliche Hinrichtungen aus. Auf einem Video sah man einen Demonstranten mit einem maskierten Sicherheitsmann sprechen, als dieser seinen Gewehrlauf hob und auf den Kopf des Demonstranten zielte. Ich dachte, er wolle diesem nur Angst machen, damit er wegginge. Doch er drückte ab und erschoss den jungen Mann. Dann ging er einfach weg, am helllichten Tage, er ging einfach über die Schreie und Klagerufe derer hinweg, die diese schreckliche Szene mitangesehen hatten.

Während ich mir solche Szenen ansah, musste ich weinen. Sie erinnerten mich an die Videoaufnahmen, die nach dem Sturz von Saddam Hussein plötzlich ans Licht gekommen waren und welche die Verbrechen gegen die schiitischen Südiraker*innen dokumentierten, mit denen Saddams Schergen sie fürs Aufbegehren bestraft hatten.

Die konfessionalistische Staatsmacht hatte das Benachteiligtsein also endgültig hinter sich gelassen. Da war sie nun, tötete Menschen ihrer eigenen Konfessionszugehörigkeit und tat es aus keinem anderen Grund als dem, dass diese sich nicht in ihre spezielle Version von Schiitischsein eingliedern ließen. Kaltblütig töteten die Autoritäten der schiitisch-islamistischen Parteien an die 700 unbewaffnete, junge Demonstrant*innen, zumeist aus armen schiitischen Vierteln. Einfach nur deswegen, weil diese in ihren Augen keine Schiiten waren. Sonder, nun ja, Freimaurer, Kollaborateure der USA, des Mossad, des ungläubigen Westens oder womöglich sogar der Echsenmenschen!

Kaum war ich wieder in Bagdad, erreichten mich Vorwürfe und Drohungen, weil ich Texte verfasst hatte, in denen ich mich mit der jungen Protestbewegung solidarisierte. Trotzdem konnte ich es nicht bleibenlassen. Ich musste hingehen, zum Freiheitsplatz, der – neben anderen Plätzen im Südirak – die Hauptbastion der Demonstrant*innen in Bagdad war.

Es wäre zum Schämen gewesen, nichts weiter, wenn ich mich von der Angst um meine persönliche Unversehrtheit hätte abhalten lassen, mich jenen mutigen, jungen Leuten anzuschließen. Schließlich riskierten sie in diesem Augenblick ihr Leben, um gegen die Tyrannie der Herrschenden Gesicht zu zeigen.

Der Slogan, der später zum zentralen Motto der Oktoberaufstände wurde, lautete: *Nried Watan – Wir wollen ein Land*. Es herrschte überall ein Gefühl der Erniedrigung, der Entwürdigung des Einzelnen. Die endlose Arbeitssuche war degradierend. Um jede Anstellung im öffentlichen Dienst betteln zu müssen, sich dafür anbiedern, verbiegen und einschmeicheln zu müssen, war erniedrigend. Am erniedrigendsten jedoch war der ständige Terror, den die Milizen, die mittlerweile alle Bereiche des Lebens beherrschten, verbreiteten. Und dann war da noch etwas Übergeordnetes, etwas, das womöglich sogar noch wichtiger war: Es fühlte sich so an, als sei das Land höchst selbst entwürdigt worden. Als sei es gebrochen worden, seine Souveränität geraubt. Als sei es eigentlich durch regionale und internationale Mächte fremdgesteuert, allen voran durch die Islamische Republik Iran.

Und jetzt erlebte ich wieder so eine Situation, wo sich persönliche Entwürdigung und die Entwürdigung des Landes vermischten. Genau wie damals, unter dem schrecklichen Bombenbeschuss der Koalitionskräfte, als Saddam die irakischen Truppen aus dem Kuwait abzog. Da stand ich nun, atmete wie all die jungen Leuten auf dem Freiheitsplatz Tränengas ein, und plötzlich war ich wieder der ungestüme, naive Junge, der ich 1991 war.

Während ich mich über den Platz durchs Gedränge schob, sah ich gleich mehrere Demonstranten in Rollstühlen, die sich irakische Flaggen um ihre Körper gewickelt hatten. Ob es mich wunderte?

Das Phantom des mutigen Mannes im Rollstuhl, der damals im Winter '91 im Licht der untergehenden Sonne verschwand, schien Hologramme zu erzeugen. Immer wieder glaubte ich, ihn zu sehen, wie er die Räder anschob, mit seinen starken Armen. Dabei gab es einen gewaltigen Unterschied zwischen den beiden Szenen. Heute, auf diesem Platz wie auf allen anderen aufständischen Plätzen, war er nicht mehr einsam. Er gehörte dazu. Seine Stimme, die gemeinsam mit dutzenden, ach was, hunderten weiteren Stimmen für Würde und Freiheit skandierte, war Teil eines Ganzen. Auch diese Protestwelle würde irgendwann abgeebbt sein. Diese Stimmen aber würden für die politische Landschaft im Irak weiterhin unentbehrlich sein. Gerade so, wie im Winter 1991 ein paar Jugendliche ohne Parteizugehörigkeit den Pöppanz der Angst vor dem Saddam-Regime zerschlugen, hat auch die Jugend der Oktoberrevolution im Winter 2019 es gemacht. Sie hat dafür gesorgt, dass die politischen Anführer ihren Nimbus verloren haben. Und es sieht nicht danach aus, dass sie ihn in naher Zukunft wiederherstellen können.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

